

Gunnar Otte (Zürich)

## **Soziale Ungleichheit, Lebensstil und Sprache**

### **1 Einleitung**

Die soziologische Ungleichheitsforschung beschäftigt sich mit der Frage, inwieweit und warum die Zugehörigkeit zu sozialen Kategorien typische Wertorientierungen, Einstellungen und Verhaltensweisen mit sich bringt und typische Chancen eröffnet, an die in einer Gesellschaft als wertvoll erachteten Güter und Positionen zu gelangen (Hradil 1999, 23 ff.; Burzan 2004, 7 ff.). Von besonderem Interesse sind Kategorien, denen man qua Geburt zunächst einmal angehört, etwa die Zugehörigkeit zu einer Geschlechter- und ethnischen Kategorie, zu einer Klassenlage und einem räumlichen Milieu. Mit der Zugehörigkeit zu diesen Kategorien sind – sozial konstruierte und raum-zeitlich variable, gleichwohl in vielen Gesellschaften ähnlich ausgeformte – Rollenerwartungen, Ressourcen und Restriktionen verbunden, die ihre Wirkungen im Zuge der Sozialisation entfalten und Tendenzen einer Reproduktion sozialer Ungleichheiten in sich tragen.

Seit den 1980er Jahren sind Zweifel an der Vorstellung aufgekommen, dass diese Ungleichheitskategorien den Charakter von „Gussformen“ (Durkheim 1984, 126) haben, deren prägender Kraft die Individuen schwerlich enttrinnen können (vgl. die Beiträge in Berger/Hradil 1990). Stattdessen haben sich Thesen der „Entstrukturierung“ und „Individualisierung“ sozialer Ungleichheiten durchgesetzt. Demnach bestünden so große Spielräume in der Gestaltbarkeit des eigenen Lebens, dass Sozialisation überwiegend in Form einer kreativen „Selbstsozialisation“ ablaufe (Müller et al. 2002; Zinnecker 2000) und der Lebenslauf einer „Bastelbiographie“ wählbarer und abwählbarer, subjektiv stark überformter, kategorialer Zugehörigkeiten gleiche (Beck 1983; Hitzler 1994).

Positionen einer „radikalen Individualisierung“, wie sie von Beck und Hitzler vertreten werden, ist vorgeworfen worden, die Herausbildung relativ beständiger Muster kollektiv geteilter Wertorientierungen und Lebensstile zu verkennen, entlang derer sich Individuen zu gesellschaftlichen „Makro-Milieus“ zusammenschließen – auch oder gerade unter Bedingungen der mutmaßlichen Entkopplung von klassischen Ungleichheitskategorien. Empirisch haben zahlreiche Autoren versucht, derartige Großgruppen – als soziale Kategorien gemeinsamer Subjektivität – über individuelle Wertorientierungen und Merkmale des alltagsästhetischen Geschmacks und des Freizeitverhaltens zu identifizieren und voneinander abzugrenzen (vgl. im Überblick Hartmann 1999). Den größten Einfluss haben die Milieutypologien Schulzes (1992) und des Marktforschungsinstituts Sinus

(Flaig/Meyer/Ueltzhöffer 1993) erlangt. Erst in jüngster Zeit ist damit begonnen worden, die Ansprüche und Erträge der Lebensstilforschung in ihrer theoretischen Stringenz und empirischen Tragfähigkeit zu bilanzieren (Spellerberg 1996; Hartmann 1999; Hermann 2004; Otte 2004, 2005; Rössel 2005).

Im vorliegenden Beitrag möchte ich versuchen, grundlegende Einsichten dieser Bilanzierung für die Frage fruchtbar zu machen, inwiefern sprachliche Variationen sozialen Strukturbindungen folgen oder relativ frei gestaltbar sind. Im Anschluss an die Diskussion zentraler Forschungsliteratur illustriere ich meine Überlegungen anhand einer empirischen Analyse des Dialektgebrauchs in Mannheim. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, linguistische Literatur in angemessenem Umfang zu recherchieren. Die Einladung zum Linguistischen Kolloquium hat mich erstmals zu einer – rudimentären – ungleichheitstheoretischen Auseinandersetzung mit Sprache angeregt; dies vor dem Hintergrund, dass das Thema sich aus der Ungleichheitsforschung – zu Unrecht – weitgehend verflüchtigt hat. Nachdem in den 70er Jahren vor allem die Arbeiten Bernsteins (1981), aber auch Bourdieus (1973) zur Ungleichheit von Bildungschancen in Folge klassenspezifischer linguistischer Codes breit rezipiert wurden, ist die Beschäftigung mit sprachlicher Sozialisation randständig geworden. So sind dem Thema im einschlägigen Buch von Hradil (1999, 445 ff.) drei von knapp fünfhundert Seiten gewidmet. Vielleicht kann die Zentralität sprachlicher Kompetenzen in der PISA-Studie (Deutsches PISA-Konsortium 2001) in der Ungleichheitsforschung erneut Interesse für Sprachphänomene und für Theorien und Befunde der Linguistik wecken.

## **2 Sprachliche Variation zwischen Strukturbindungen und Gestaltbarkeit**

Sprache als zentrales Symbolsystem des Menschen ist hinsichtlich der Entstehung ihrer Variation in ein ähnliches Analyseschema einzuordnen wie andere kulturelle Ausdrucksformen – über deren Genese wir freilich (auch) viel zu wenig wissen. Nach Durkheim (1984, 194 ff.) wird ein Individuum in ein „soziales Milieu“ hineingeboren, deren „sozialem Zwang“ es ausgesetzt ist – egal ob dieser intendiert ist oder nicht. Von der sozialen Nahumwelt gehen, so lässt sich folgern, sprachliche Anregungsgehalte aus, die vom Heranwachsenden imitiert und erlernt werden. Sprachliche Variation verfestigt sich entlang objektiver sozialer Kategorien umso mehr, je stärker sich symbolische Umgangsformen zwischen diesen Kategorien unterscheiden und je homogener die soziale Nahumwelt nach diesen Kategorien zusammengesetzt ist.

Fünf Strukturkategorien sind für die primäre Sozialisation besonders relevant. Die Einbettung in eine soziale Klasse oder Schicht ist bedeutsam, sofern in verschiedenen Berufs- und Bildungsmilieus spezifische Sprachformen (Soziolekte)

gepflegt werden, die gruppenspezifische Vorstellungen des angemessenen sozialen Umgangs reflektieren. In ähnlicher Weise sind ethnische Milieus bedeutsam, wenn in ihnen kulturelle Traditionen vorherrschen, die in differenziellem Sprachgebrauch zum Ausdruck kommen. Auf einer höheren Ebene ist die raum-zeitliche Einbettung von Belang: räumlich in der Anregung durch regionale Sprachvariationen (Dialekte); zeitlich in der Anregung durch historische Sprachwandlungen und -moden, die zu einem generationsspezifischen Sprachgebrauch führen, etwa in der Aufgeschlossenheit für Anglizismen. Anders gelagert ist die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer Geschlechtskategorie, denn Kinder sind in der Familie keinem homogenen „Geschlechtsumfeld“ ausgesetzt. Vielmehr kommen Anregungsgehalte durch geschlechtsspezifische Rollenerwartungen und Erziehungspraktiken zustande, etwa indem Jungen die Verwendung von Schimpfwörtern eher zugestanden wird als Mädchen.

Der Einfluss dieser kategorialen Zugehörigkeiten ist von der Soziolinguistik und der Dialektologie vielfach studiert worden, und zwar auch in der wechselseitigen Verschränkung der Kategorien. So wurde im Anschluss an Labov (1972) und Trudgill (1974) gezeigt, dass „the use of nonstandard forms increases the less formal the style and the lower one's social status, with men's scores higher than women's“ (Romaine 2001, 8311). **Obwohl also der Gebrauch dialektaler und umgangssprachlicher Färbungen in unteren Klassen und bei Jungen bzw. Männern generell verbreiteter ist, nimmt der Standardgebrauch kategorienübergreifend in formellen Kontexten – etwa in der Schule – zu.** Eine Erklärung liegt im höheren Prestige des Standards, der vom Großteil der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft anerkannt wird. Der Standardgebrauch verspricht in einem formellen Interaktionskontext stärkere soziale Anerkennung, während im Kreis vertrauter Interaktionspartner Nichtstandardformen legitimiert sind.

Das situationsbedingte Code-Switching verweist darauf, dass der Sprachgebrauch nicht unveränderlich ist, sondern Gestaltungsspielräumen unterliegt. Entsprechend geht die neuere Sozialisationsforschung nicht von einer endgültigen, unidirektionalen „Prägung“ des Individuums aus, sondern favorisiert das „Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts“ (Hurrelmann 1983). Genau so wenig wie die Forschung zur politischen oder ästhetischen Sozialisation hat jedoch diejenige zur sprachlichen Sozialisation zentrale Fragen der Sozialisationsforschung befriedigend beantwortet (Miller/Weissenborn 1991): Wovon hängt es ab, in welchem Ausmaß ein Heranwachsender spezifischen Anregungen der einzelnen Sozialisationsagenten nachhaltig folgt bzw. widerstrebt? Unter welchen Bedingungen werden sprachliche Einflüsse in welcher Form angeeignet und ins sprachliche Repertoire eingegliedert? Inwieweit ist der Sprachgebrauch biographisch stabil oder im Wandel?

Wenn ich die qua Geburt angelegten kategorialen Zugehörigkeiten betont habe, so ist damit die Annahme verbunden, dass sprachliche Anregungsgehalte zunächst

vor allem von den Agenten der Primärsozialisation ausgehen. Die Sprachpraxis orientiert sich an den Eltern und anderen Familienmitgliedern und erhält dadurch eine klassen-, geschlechts-, ethnisch und raumzeitlich spezifische Ausprägung. Weitere Anregungen, die nach einigen Lebensjahren und im späteren Lebenslauf einsetzen, gehen von Instanzen der sekundären Sozialisation – Einrichtungen der Erziehung und Bildung – und der tertiären Sozialisation – Freundeskreis, Peer Group, Massenmedien, Freizeit- und Arbeitskontexte – aus (Hurrelmann 2002). Die Einflüsse aller Instanzen sind durch die soziale Praxis in Interaktionskontexten vermittelt (Grundmann 2006; Fine/Kleinman 1979), d. h. in Interaktionsbeziehungen werden Anregungen zum Umgang mit Sprache gegeben und eigene Eingaben positiv oder negativ sanktioniert. Selbst massenmedial vermittelte Sprache entfaltet ihre Wirksamkeit erst dann nachhaltig, wenn sie in sozialen Interaktionen aufgegriffen und kultiviert wird.

In Teilen der neueren Ungleichheits- und Sozialisationsforschung wird nun – explizit oder implizit – behauptet, dass erstens die primären Sozialisationsagenten gegenüber den sekundären und tertiären in den letzten Jahrzehnten an Einfluss verloren haben; dass zweitens die sekundären Sozialisationsinstanzen – maßgeblich das Schulsystem – den Effekten der primären Sozialisation eher entgegenwirken als sie zu verstärken; und dass drittens die tertiären Instanzen in sozial strukturierter Weise funktionieren, dass also die soziale Praxis in der Peer Group, in Freizeit- und Arbeitskontexten und beim Gebrauch der Massenmedien immer weniger klassen-, geschlechts-, ethnisch und räumlich gebundene Muster aufweist. Stattdessen konstituierten sich Muster der Lebensführung – latente Dispositionen (Wertorientierungen, Habitus) und die manifeste Praxis (Verhalten, Lebensstil) umfassend – kontingent, eigensinnig, individualisiert und weitgehend unvorhersehbar. Jugendliche schlossen sich strukturentkoppelt und changierend pluralisierten Szenen an (Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001), in denen in Selbstsozialisationsprozessen mediale Anregungsgehalte angeeignet und Stile kreiert würden (Müller et al. 2002). Verlängert man diese Thesen in Richtung des Umgangs mit Sprache (Henn-Memmesheimer 2004), ist zu erwarten, dass dieser immer weniger struktur determiniert ist, kaum Rückschlüsse insbesondere auf die soziale Herkunft zulässt, sondern den Charakter eines relativ frei gewählten Inszenierungs- und Stilisierungselementes annimmt, mit dem die Zugehörigkeit zu Wahlgemeinschaften signalisiert wird, etwa durch Aneignung des Jargons der Hip-Hop-Szene. Dem Sprachgebrauch könne zudem keine kontextübergreifende Konstanz unterstellt werden. Vielmehr entfalte sich Sprache in „communities of practice“, die in ihrer lokalen Situiertheit untersucht werden müssten (Eckert/McConnell-Ginet 1998).

Nachdem ich auf Ursachenfaktoren des Spracherwerbs eingegangen bin und bevor ich die Thesen ihres mutmaßlichen Bedeutungsverlustes diskutiere, möchte ich auf zentrale Wirkungen differenziellen Sprachgebrauchs hinweisen – und damit auf mögliche Folgen der Sprachvariation für die Strukturierung sozialer Ungleichheiten.

Für interaktionistische Perspektiven sprachlicher Praxis ist die Einbettung von Akteuren in soziale Netzwerke von grundlegender Bedeutung (Milroy 1980). Einem gut belegten soziologischen Befund zufolge bevorzugen Menschen Interaktionspartner, die Ähnlichkeiten mit der eigenen Person aufweisen („Gleich und gleich gesellt sich gern“). Für eine Reihe von Lebensstilvariablen zeigt Otte (2004, Kap. 9), dass dies innerhalb des Kreises der Personen, mit denen man gern seine Freizeit verbringt, besonders deutlich für Ehe- und Lebenspartner, etwas weniger für Freunde und nochmals weniger für Verwandte gilt – doch immer dominiert das Ähnlichkeitsprinzip. Dieses Prinzip sollte auch – sogar besonders ausgeprägt – auf den sprachlichen Ausdruck zutreffen, denn soziale Beziehungen konstituieren sich genuin sprachbasiert. Das Urteil „Wenn ich den schon reden höre ...!“ ist Ausdruck einer Grenzziehung, für die das Symbolsystem Sprache die Grundlage bildet (vgl. zu Grenzziehungen im Überblick Lamont/Molnár 2002). Immer wenn Angehörige sozialer Kategorien bei der Kommunikation über Gruppengrenzen hinweg ein derartiges sprachliches Unbehagen verspüren und an der wechselseitigen „Passung“ zweifeln, verdichten sich symbolische Grenzziehungen zu sozialen Abgrenzungen und verstärken Prozesse gruppenbezogener Schließung – sei es aufgrund von Dialekten oder Soziolekten, sei es aufgrund von Szenesprachen oder Sprachinnovation, sei es aufgrund von Verständigungsschwierigkeiten durch Fremdsprachen- oder Fremdwortgebrauch. Die Projektgruppe um Kallmeyer (1994) hat mit dem Programm einer soziolinguistischen Stadtforschung hierzu aufschlussreiche Erkenntnisse geliefert. Auch die „perceptual dialectology“ (Preston 1999) ließe sich mit ihrem Fokus auf subjektive Bewertungen von Dialekten in diese Richtung weiterentwickeln. Inwieweit sprachliche Variation zur Formierung von Freundschaftsnetzwerken, Partnerschaften und sozialen Milieus beiträgt, ist eine für die Ungleichheitsforschung zentrale Frage.

Doch nicht nur mit dieser Wirkung fungiert Sprache als „linguistisches“ und „symbolisches Kapital“ (vgl. zum Kapitalkonzept Bourdieu 1983). Auch im Bildungs- und Berufssystem werden Sprachkompetenzen honoriert, sei es im Schulunterricht und im Studium, sei es in Berufen, deren Tätigkeitsprofil sich durch Textverarbeitung, Schriftverkehr und Kundenkontakt auszeichnet. Sprachliche Variation hat den Charakter einer karriererelevanten Ressource oder Restriktion. Auch wenn die Kapazität zum korrekten Gebrauch des Standards besonders stark honoriert wird, muss dies nicht in allen Kontexten gelten – für manche Dienstleistungstätigkeiten kann gerade Personal bevorzugt werden, das über den örtlichen Dialekt und „Lokalkolorit“ verfügt.

### 3 Mechanismen sprachbasierter Reproduktion sozialer Ungleichheiten

In der gebotenen Kürze ist es nicht möglich, die Behauptungen zum Bedeutungsverlust traditioneller Ungleichheitskategorien auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Dazu bedarf es auch weiterer empirischer Studien, die in fundierter Weise die intergenerationale Weitergabe und biographische Stabilität von Wertorientierungen und Lebensstilen wie auch die relative Gewichtung der Wirkungsmacht unterschiedlicher Sozialisationsinstanzen untersuchen. Ich möchte lediglich einige theoretische Argumente und empirische Befunde anführen, die gegenüber überzogenen Entstrukturierungspositionen sensibilisieren.

Für eine Bedeutungsverschiebung von der Sozialisationsinstanz Familie zu den Instanzen sekundärer und tertiärer Sozialisation spricht der historische Wandel von Werten, die Fremdbestimmtheit ausdrücken, z. B. Gehorsam, Disziplin und Anpassung, in Richtung solcher der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Pollack und Pickel (1999, 473) weisen diesen Trend anhand des Wandels von Erziehungszielen nach. Entsprechend fungieren in vielen Fragen des Alltags Freunde gegenüber Familienmitgliedern als die weitaus wichtigeren Bezugspersonen von Jugendlichen. Geht man aber davon aus, dass für die grundlegende Etablierung der individuellen Sprachpraxis die ersten Lebensjahre besonders relevant sind, scheint ein Abgesang auf die Bedeutung der Familie fragwürdig.

Den nahezu ungebrochenen – und in Deutschland im internationalen Vergleich besonders starken – Einfluss der Eltern auf den Schulerfolg der Kinder weisen Studien zu klassenspezifischen Bildungsungleichheiten nach (Müller/Haun 1994; Baumert/Schümer 2001). Ein Teil dieses Einflusses geht auf die intergenerationale Weitergabe kulturellen Kapitals zurück, das die Kinder schon beim Eintritt in die Schule mit ungleichen Startchancen versieht (Bourdieu 1973, 1982, 1983; Lareau/Weininger 2003). Das Konzept kulturellen Kapitals umfasst bei Bourdieu die gesamte Praxis bürgerlicher Hochkultur und bildet den Kern des „Habitus“ eines Individuums. Da ein hochkultureller Habitus mit den bürgerlich ausgerichteten Anforderungen und Inhalten des Schulunterrichtes korrespondiere, seien Kinder aus Elternhäusern benachteiligt, in denen andere Kulturformen gepflegt würden, etwa Arbeiterkinder. Sullivan (2001) zeichnet anhand 16-jähriger Schüler in Großbritannien die intergenerationale Transmission kulturellen Kapitals und seinen Einfluss auf schulische Kompetenzen und den Erfolg am Ende der Pflichtschulzeit nach. Durch die Zerlegung kulturellen Kapitals in einzelne Komponenten ist sie in der Lage nachzuweisen, dass es sprachlich-literarische Kompetenzen sind, die signifikante Effekte auf den Schulerfolg haben. Kinder, die im Elternhaus an das Lesen herangeführt werden – aber auch solche, die informationsorientierte Fernsehsendungen verfolgen –, sind in der Schule erfolgreicher, da die derart er-

worbenen Kompetenzen dort breit verwertbar sind. Künstlerisch-musische Komponenten kulturellen Kapitals sind dagegen von nachrangiger Bedeutung.

Wenngleich die Geltung des Leistungsprinzips zweifellos auch mobilitätsfördernde Effekte hat, werden Ungleichheiten der sozialen Herkunft durch die Schule in beträchtlichem Ausmaß in Ungleichheiten der eigenen Lebenschancen übersetzt. Hinzu kommt, dass das hierarchisch gegliederte Bildungssystem selbst zur Konstituierung von Bildungsmilieus und Sprachgemeinschaften beiträgt – gerade im deutschen System mit der frühen Stratifizierung und räumlichen Trennung weiterführender Schulformen. Zum einen findet ein differenzieller Sprachumgang im Unterricht statt: Gymnasiasten weisen höhere Lesekompetenzen auf (Artelt et al. 2001, 120 ff.), setzen sich – gerade in der Oberstufe – stärker mit Literatur auseinander und erwerben umfassendere Fremdsprachenkenntnisse als Teilnehmer niedrigerer Bildungsgänge. Zum anderen dient die Schule als Rekrutierungsfeld von Freunden – und man kann erwarten, dass die über das Elternhaus und den Schulunterricht differenziell ausgeformte Sprachpraxis in bildungshomogenen Cliques noch verstärkt wird. Der Mechanismus des Ähnlichkeitsprinzips bei Freundschaftswahlen lässt die Verfestigung sprachlicher Unterschiede auch nach ethnischer und – zumal in den geschlechtsstrukturierten Cliques in der Pubertät – nach Geschlechtszugehörigkeit erwarten.

Der These einer Entstrukturierung von Mustern der Lebensführung ist vor diesem Hintergrund mit Vorsicht zu begegnen. Dies gilt auch für das Argument, dass die gruppenübergreifende Verfügbarkeit massenmedialer Anregungsgehalte zu einer Nivellierung sozialer Unterschiede führe. Die Behauptung übersieht, dass die faktische Mediennutzung sozial strukturiert erfolgt: Mit steigender Bildung nehmen die Buch- und Zeitungslektüre und die Computernutzung unter Jugendlichen zu, geschlechtsspezifisch zeigt sich nach wie vor die traditionelle Kultur-Technik-Differenz im Medienumgang und im Freizeitverhalten (Feierabend/Klingler 2003).

Diese Überlegungen sprechen dafür, klassische soziale Ungleichheitskategorien in die Analyse von Sprachphänomenen weiterhin einzubeziehen und in ihren Wirkungsmechanismen zu durchleuchten. Das heißt nicht, dass sprachlicher Umgang nicht auch quer zu diesen Kategorien variieren kann. Beispielsweise partizipieren Jugendliche klassen- und schulformübergreifend an der Hip-Hop-Szene und verwenden entsprechenden Szene-Jargon. Doch wäre zu prüfen, inwieweit der konkrete Umgang mit Symbolen innerhalb solcher Szenen klassen- und bildungsspezifischen Mustern folgt, etwa in der Vorliebe für Gangsta- oder politisch-intellektuellen Rap (vgl. zur Verschränkung von Sozialstruktur und Symbolgebrauch in Jugendszenen Otte 2007).

#### 4 Eine Illustration: soziale Ungleichheit, Alltagsästhetik und Dialekt

Die Befunde der empirischen Lebensstilforschung legen eine ähnliche Einschätzung nahe (Hermann 2004; Otte 2004, 2005): Lebensstile erweisen sich als in beträchtlichem Umfang rückgebunden an soziale Strukturdimensionen und entfalten ihre Wirkungen nur partiell unabhängig davon. Statistisch zeigen sich besonders starke Zusammenhänge mit der Position im Lebenslauf bzw. der Generationszugehörigkeit und dem Bildungsniveau. Unter Verwendung eines der verbreitetsten Analysemodelle, den alltagsästhetischen Schemata von Gerhard Schulze (1992), möchte ich den Einfluss von sozialer Ungleichheit und Lebensstil am Beispiel der Dialektverwendung illustrieren (vgl. zu einer Anwendung der Schulze-Schemata auch Henn-Memmesheimer 2004).

Schulze (1992, 174) definiert soziale Milieus als „Personengruppen, die sich durch gruppenspezifische Existenzformen und erhöhte Binnenkommunikation voneinander abheben.“ Als konstitutive Merkmale solcher Milieus betrachtet er das Lebensalter, das Bildungsniveau und den alltagsästhetischen Stil. Empirisch haben sich in mehreren Studien die von Schulze ermittelten Muster bestätigt (Müller-Schneider 2000; Hartmann 1999, 186; Hermann 2004, 160): Die Nähe zum „Hochkulturschema“ (z. B. klassische Musik; politische Magazine) steigt mit dem Bildungsgrad; die Nähe zum „Spannungsschema“ (z. B. Pop- und Rockmusik; Actionfilme) nimmt mit dem Alter ab; die Nähe zum „Trivialschema“ (z. B. Schlager; Heimatfilme) findet sich bei älteren Personen mit geringer Bildung (Abbildung 1). Hartmann (1999, 215 ff.) zeigt, dass Nähe und Distanz zum Spannungs- und Trivialschema nicht lebenszyklisch, sondern generational variieren, dass diese Präferenzen also während der Sozialisation im Jugendalter entstehen und relativ stabil bleiben. Da höhere Bildung im Zuge der Bildungsexpansion der letzten Jahrzehnte an Distinktionswert verloren hat, ist das Hochkulturschema in der Abbildung altersspezifisch mit einer Diagonalen abgegrenzt.

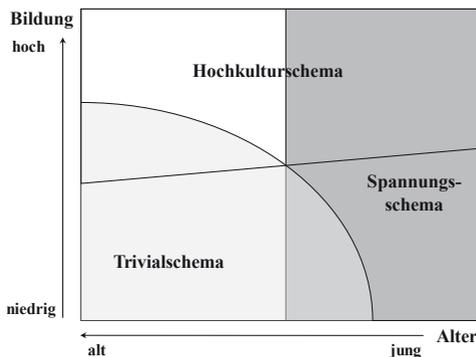


Abbildung 1: Alltagsästhetische Schemata nach Schulze

Die sozialen Milieus weisen typische Kombinationen aus Nähe und Distanz zu den drei alltagsästhetischen Schemata auf. Während Angehörige des „Niveaumilieus“ allein dem Hochkulturschema anhängen, findet man im „Selbstverwirklichungsmilieu“ eine Mischung aus Elementen des Hochkultur- und Spannungsschemas. Auf den darunter liegenden Bildungsniveaus unterscheidet Schulze die Reintypen des Spannungsschemas („Unterhaltungsmilieu“) und Trivialschemas („Harmoniemilieu“) sowie einen Mischtyp aus Hochkultur- und Trivialpräferenzen („Integrationsmilieu“). Zum Stilensemble der Milieus gehören typische Umgangsformen mit Literatur und Sprache: So zeigen die Befunde bei Schulze (1992, 635-661), dass Hochliteratur besondere Verbreitung im Niveaumilieu genießt, sach- und problemorientierte Lektüre für das Selbstverwirklichungsmilieu typisch ist und leichte Romane und Illustrierte die übrigen Milieus kennzeichnen. Im Niveau- und Selbstverwirklichungsmilieu findet das Erlernen von Fremdsprachen im Rahmen persönlicher Weiterbildung den breitesten Anklang. Der regionale Dialekt – die Studie fand 1985 in Nürnberg statt – ist bei Personen des Harmonie- und Unterhaltungsmilieus am klarsten identifizierbar.

Der Zusammenhang zwischen den Alters-Bildungs-Gruppen und den alltagsästhetischen Schemata ist probabilistischer Art: Zwar neigen ältere Personen mit hoher Bildung der Hochkultur besonders stark zu, doch gibt es unter ihnen auch solche, bei denen eine Trivial- oder Spannungsorientierung dominiert. Es kann eine partielle Unabhängigkeit der beiden Ebenen geben, die auch theoretisch plausibel ist. So lässt sich die Neigung zur Hochliteratur zum einen durch Bildungsressourcen erklären, die vom Elternhaus und der Schule vermittelt worden sind und Decodierungskompetenzen für sprachlich anspruchsvolle Literatur beinhalten. Sie kann zum anderen aus hochkulturellen Interessen entspringen, die sich biographisch kontingent entwickelt haben.

Die Verknüpfung dieser Einflussebenen möchte ich anhand von Daten untersuchen, die auf eine Bevölkerungsumfrage zur regionalen Identität der Mannheimer Wohnbevölkerung ab 18 Jahren im Jahr 2001 zurückgehen (Otte 2001). Im Rahmen standardisierter Telefoninterviews wurde folgende Frage gestellt: „Sprechen Sie einen Dialekt aus der Gegend hier, und wenn ja, fast immer oder nur bei bestimmten Gelegenheiten?“ Damit sollte differenziert werden zwischen Personen, die sozialisationsbedingt auf den Dialektgebrauch festgelegt sind, Personen, die je nach Anlass zwischen Dialekt und Standard switchen, und solchen, die den regionalen Dialekt überhaupt nicht sprechen können oder wollen. Die folgenden Analysen beschränken sich auf die 503 Befragten, die in Mannheim oder in der Rhein-Neckar-Region geboren wurden. Eine negative Beantwortung der Frage dürfte daher einen – im Selbsturteil der Befragten – durchgängigen Standardgebrauch implizieren.

Aufgrund des Prestigewertes ist zu erwarten, dass der Standard in höheren Bildungsklassen am stärksten gepflegt wird, während der reine Dialektgebrauch

negativ mit der Bildung korrelieren sollte (Labov 1972; Trudgill 1974). Aufgrund der historischen Bildungsexpansion bzw. der biographisch noch andauernden Inklusion ins Bildungssystem – vor allem im Rahmen eines Studiums – ist in jüngeren Bevölkerungsgruppen eine Hinwendung zum Standard zu vermuten. Wie aber lässt sich die Neigung zum Code-Switching erklären?

Als Erklärungsansatz kann das Omnivores-Konzept dienen, das Peterson (1992) in die Diskussion gebracht hat. Peterson zufolge hat sich in den oberen Klassen ein kultureller Wandel vollzogen: Honoriert werde heute nicht mehr ein elitäres Snobverhalten, sondern eine Offenheit für kulturelle Vielfalt, die es gestattet, nicht nur über Hoch-, sondern auch über Populärkultur „mitzureden“. Obwohl die These für Deutschland noch nicht bevölkerungsrepräsentativ überprüft wurde und in zwei Studien auf der Basis von Konzert- bzw. Kinopublika skeptisch beurteilt wird (Neuhoff 2001; Rössel 2006; vgl. zu Grenzen der „Omnivorousness“ auch Bryson 1996), scheint mir der Ansatz fruchtbar für den Umgang mit Sprache zu sein. Personen, die in Folge sozialer und räumlicher Mobilität in verschiedenen Kontexten verkehren, haben eine gesteigerte Flexibilität in der Gestaltung ihres Lebens- und Sprachstils. Im Rahmen der Schulze-Typologie dürfte dies vor allem für die Angehörigen des Selbstverwirklichungsmilieus gelten. Ihre Nähe sowohl zum Hochkultur- als auch zum Spannungsschema entspricht der Argumentation Petersons. Ein Switching zwischen Dialekt und Standard dürften demnach am ehesten Höhergebildete jüngeren Alters praktizieren.

Von den Befragten geben 19,2% an, den regionalen Dialekt nie zu sprechen, 38,3% nur bei bestimmten Gelegenheiten und 42,5% durchgängig. Tabelle 1 zeigt die Verteilungen innerhalb von neun Alters-Bildungs-Gruppen, einer differenzierteren Aufgliederung, als sie Schulze vorschlägt. Der permanente Dialektgebrauch nimmt in jeder der drei Altersgruppen mit zunehmender Bildung ab und ist unter den 18- bis 29-jährigen weniger verbreitet als unter den älteren Gruppen. Die Tendenz zum Standard steigt mit dem Bildungsgrad, allerdings ist zwischen dem durchgängigen Standardgebrauch und dem Switching zu unterscheiden. Der größten Verbreitung erfreut sich der reine Standard in der jüngsten, höchstgebildeten Gruppe (39,2%), dem Kern des Selbstverwirklichungsmilieus. Genauere Analysen zeigen, dass diese Standardsprecher großteils Studierende sind. Auch das Code-Switching ist hier überdurchschnittlich verbreitet (43,0%), wird aber noch häufiger von den Hochgebildeten mittleren Alters (60,5%) und den Jüngeren mittlerer Bildung (47,1%) praktiziert. Eine überdurchschnittliche sprachliche Flexibilität finden wir also, wie die Omnivores-These vermuten lässt, in dem Teil des Alters-Bildungs-Raumes, in dem eine Mischung aus Hochkultur- und Spannungsschema kultiviert wird (Abbildung 1).

		50 J. und älter	30-49 Jahre	18-29 Jahre
Abitur	nur Standard	27,6	15,1	39,2
	Switching	37,9	60,5	43,0
	nur Dialekt	34,5	24,4	17,7
Mittlere Reife	nur Standard	18,9	20,3	20,6
	Switching	32,4	31,1	47,1
	nur Dialekt	48,6	48,6	32,4
max. Hauptschule	nur Standard	7,6	6,6	20,8
	Switching	29,1	26,2	29,2
	nur Dialekt	63,3	67,2	50,0

Tabelle 1: Gebrauch regionalen Dialektes in Mannheim (in %)

Mit multivariaten Analysen lässt sich überprüfen, inwieweit die individuelle Zu- oder Abneigung gegenüber den alltagsästhetischen Schemata einen Einfluss auf den Dialektgebrauch ausübt, der entkoppelt von sozialstrukturellen Bindungen ist. Neben der Bildung und dem Alter werden auch das Geschlecht und die Nationalität berücksichtigt; über die soziale Herkunft liegen keine Informationen vor. Bei der Bildungsvariable betrachte ich zudem die Kategorien der Hochschulabsolventen und Studenten gesondert. Hinsichtlich der Nationalität werden den Deutschen alle übrigen Gruppen in zusammengefasster Form gegenüber gestellt. Der ethnische Hintergrund ist ein komplexes Merkmal, das mit der Nationalität nicht identisch ist und feinsinniger zu untersuchen wäre – ich verwende die Nationalität lediglich als Kontrollvariable.

Die alltagsästhetischen Schemata operationalisiere ich über Musik- und Fernsehpräferenzen, die sich in mehreren Studien als dafür besonders geeignet erwiesen haben. Die Präferenzintensitäten wurden auf einer Viererskala erhoben (gefällt mir „sehr“, „ziemlich“, „weniger“ oder „überhaupt nicht“). Jeweils ein Fernseh- und ein Musikitem wurden additiv zusammengefasst und durch zwei dividiert, so dass jede Person für jedes Schema einen Wert zwischen 1,0 (maximale Abneigung) und 4,0 (maximale Zuneigung) erzielt. Dem Hochkulturschema liegen klassische Musik und politische Magazine, dem Trivialschema Schlager und Heimatfilme und dem Spannungsschema Pop-/Rockmusik und Actionfilme zugrunde. Da Vorlieben für das Spannungsschema inzwischen bis in fortgeschrittene Altersjahrgänge hineinreichen, wurde neben diesem „etablierten“ ein „neues“ Spannungsschema erfasst, indem Präferenzen für „neuere Musikstile wie Techno oder Hip Hop“ und „Musiksender wie MTV oder VIVA“ erfragt wurden. Nachweislich nimmt letzteres – bezogen auf Abbildung 1 – ein schmaleres Rechteck ein als das etablierte Schema.

Die alltagsästhetischen Schemata werden im Sinne Schulzes als allgemeine milieukonstituierende Variablen, als „subjektzentrierte Strukturen“ sozialer Ungleichheit eingesetzt (Müller-Schneider 2000). Die Vorgehenslogik unterscheidet

sich von „themenzentrierten“ Lebensstilanalysen, bei denen einzelne Elemente aus dem Gesamtsyndrom des Lebensstils gegenstandsspezifisch herausgelöst werden, um Variationen der unter Betracht stehenden abhängigen Variable gezielt zu erklären (vgl. zu diesen Varianten der Lebensstilforschung Otte 2005, 22 ff.). Welche Einflüsse der Alltagsästhetik auf den Dialektgebrauch sind demnach zu erwarten? Die Nähe zu der durch die staatliche Bildungs- und Kulturpolitik legitimierten Hochkultur impliziert eine Hinwendung zum Standard. Das volkstümliche, traditionsverwurzelte Trivialschema sollte Affinitäten zum Dialekt aufweisen. Weniger klar im Hinblick auf den Dialektgebrauch sind die Einflüsse der Spannungsschemata, die durch Moden der Pop- und Jugendkultur getragen werden und daher primär Formen generationsspezifischen Sprachwandels zum Ausdruck bringen sollten. Etwaige Effekte der Spannungsschemata werden bei Kontrolle ihrer Altersabhängigkeit möglicherweise verschwinden.

Der Sprachgebrauch als abhängige Variable wird so modelliert, dass die permanente Dialektverwendung in multinomialen Logitmodellen als Referenzkategorie fungiert, mit der die Neigungen zum Standardgebrauch und zum Switching verglichen werden. Die Wirkungen der unabhängigen Variablen sind in Tabelle 2 als Chancenverhältnisse („odds ratios“) ausgewiesen, die angeben, in welchem Ausmaß die Wahrscheinlichkeit des Standardgebrauchs oder des Switching gegenüber dem Dialektgebrauch für jede Einheit der unabhängigen Variablen zunimmt (vgl. zur Methodik Long 1997, Kap. 6). Präsentiert werden drei multivariate Modelle, in denen die Einflüsse der einzelnen Variablen unter Konstanthaltung aller übrigen Modellvariablen betrachtet werden.

Nach dem sozialstrukturellen Modell 1 erhöht sich unter Konstanthaltung der übrigen Merkmale – d. h. bei identischer Altersgruppe, Geschlechtszugehörigkeit und Nationalität – die Wahrscheinlichkeit des Standardgebrauchs gegenüber der Dialektverwendung systematisch mit dem Bildungsniveau: Im Vergleich zu Hauptschulabsolventen steigt das Chancenverhältnis zugunsten des Standard bei mittlerer Reife um das 2,8-fache, beim Abitur um das 5,5-fache und bei abgeschlossenem Studium um das 8,3-fache. In ähnlicher Weise nimmt auch die Neigung zum Switching zu. Interessant ist das Verhalten von Studierenden: Sie favorisieren von allen Gruppen den reinen Standardgebrauch am stärksten, tendieren aber nicht sonderlich zum Code-Switching. Da sie sich im Bildungskontext „Hochschule“ aufhalten und auch in ihrer Freizeit und beim Wohnen (WG, Wohnheim) häufig mit Studierenden zusammen sind, bestehen geringe Anreize zum Rückgriff auf den Dialekt. Die jüngste Altersgruppe verwendet verglichen mit den ab 50-jährigen Befragten mit (mehr als) doppelter Wahrscheinlichkeit immer oder gelegentlich den Standard. Für männliche Befragte ergibt sich eine nur halb so große Wahrscheinlichkeit zum Standardgebrauch oder Switching wie für weibliche. Die Nationalität hat keinen nennenswerten Einfluss.

	Modell 1		Modell 2		Modell 3	
(Ref. Dialekt)	Standard	Switching	Standard	Switching	Standard	Switching
<b>Bildung</b> (Ref. Hauptsch.)						
mittlere Reife	2,80**	1,56			2,30*	1,40
Abitur	5,52**	3,41**			4,41**	3,04**
FH-/Uni-Abschluss	8,32**	6,17**			6,48**	5,23**
noch im Studium	8,48**	3,04			5,02*	2,14
<b>Alter</b> (Ref. 50+)						
18-29 Jahre	2,44*	2,01*			4,50**	3,25**
30-49 Jahre	0,87	1,33			1,42	1,73
<b>Geschlecht:</b> männlich	0,45**	0,49**			0,52*	0,50**
<b>Nationalität:</b> deutsch	0,96	1,24			1,07	1,35
<b>Alltagsästhetik (Indizes):</b>						
Hochkultur (1-4)			1,37	1,67**	1,38	1,63**
Trivial (1-4)			0,49**	0,78	0,82	1,13
Spannung, etabliert (1-4)			0,49**	0,83	0,46**	0,79
Spannung, neu (1-4)			1,82**	1,53**	1,40	1,30
Pseudo-R <sup>2</sup> (in %)	19,5		12,0		24,6	

Tabelle 2: Erklärung des Dialektgebrauchs (multinomiale Logitmodelle)<sup>1</sup>

Betrachten wir Modell 2, das nur die alltagsästhetischen Schemata enthält, fällt zunächst die insgesamt geringere Erklärungskraft der Modellvariablen auf – erkennbar am Pseudo-R<sup>2</sup>, einem Maß für die Modellgüte, das 12,0% gegenüber 19,5% in Modell 1 beträgt. Die Kenntnis der alltagsästhetischen Präferenzen erlaubt eine weniger präzise Vorhersage der Sprachpraxis als der Rekurs auf die strukturellen Bindungen. Mit der Nähe zum Hochkulturschema steigt die Wahrscheinlichkeit der Standardverwendung. Unerwartet ist jedoch, dass dies in signifikanter Weise nur für das Code-Switching, nicht für den permanenten Standardgebrauch gilt: Die Chance zum Switching erhöht sich relativ zum Dialektgebrauch mit jeder Einheit auf der 4-er Skala des Hochkulturschemas um das 1,7-fache. Bindungen an das Trivialschema senken hingegen die Wahrscheinlichkeit zum Code-Switching, insbesondere aber zur durchgängigen Standardsprache. Gegenläufig sind die Einflüsse der beiden Spannungsschemata: Hängt man einer etablierten Spannungsorientierung an, ist der Dialektgebrauch relativ wahrscheinlich, favorisiert man neuere Ausformungen des Spannungsschemas, wird er zunehmend unwahrscheinlich. Ob dies lediglich auf einen Alterseffekt zurückgeht, lässt sich mit dem Gesamtmodell 3 prüfen.

<sup>1</sup> Anmerkungen: Koeffizienten („odds ratios“) statistisch signifikant auf dem \*\*1%- bzw. \*5%-Niveau. Die Referenzkategorie der abhängigen Variable ist der permanente Dialektgebrauch. Pseudo-R<sup>2</sup> definiert nach Nagelkerke. N=494.

Während Bildung, Geschlecht und Nationalität sowie das Hochkultur- und das etablierte Spannungsschema in ihren Einflussrichtungen und überwiegend auch Einflussstärken stabil bleiben, verändern sich die Effekte des Alters und der – stark altersabhängigen – Trivial- und neuen Spannungsorientierungen. Hält man die Variablen wechselseitig konstant, tritt die Neigung jüngerer Altersgruppen zur durchgängigen oder situativen Verwendung des Standards gegenüber Modell 1 deutlicher hervor, die Einflüsse der Alltagsästhetik verlieren gegenüber Modell 2 an Signifikanz. Die Einbettung des Sprachgebrauchs in alltagsästhetische Stile ist also ihrerseits verankert in Phasen des Lebenszyklus bzw. in einer generationsspezifischen Sozialisation. Während junge Erwachsene mit Neigungen zu modischen Formen der Populärkultur eventuell aus einer traditionskritischen Distinktionshaltung den Standard – und vermutlich auch Szenesprachen – gegenüber dem Dialekt vorziehen, gehört die Dialektverwendung bei Anhängern der etablierten Spannungskultur, die sich oftmals in der mittleren Lebensphase befinden und einen familien- und heimzentrierten Lebensstil pflegen (Otte 2004), zur sprachlichen Normalität. Ob diese lebenszyklische Interpretation oder die eines säkularen Trends zum Standard angemessener ist, lässt sich auf der Basis der vorliegenden Querschnittsdaten nicht beantworten.

Unter statistischen Gesichtspunkten stehen die Resultate im Einklang mit denen anderer Studien (Otte 2005): Sozialstrukturelle Bindungen erklären einen beträchtlichen Teil der Variation in der abhängigen Variable, und der Einbezug der Lebensstilebene erbringt einen erkennbaren, aber moderaten Erklärungszuwachs (Pseudo- $R^2$  steigt von 19,5% auf 24,6%). Inhaltlich weisen die Effekte auf beiden Ebenen mitunter in dieselbe Richtung: So neigen Angehörige des Selbstverwirklichungsmilieus sowohl bei einer sozialstrukturellen (hohe Bildung, junges Alter) als auch bei einer lebensstilbasierten Betrachtung (Hochkultur- und neues Spannungsschema) mehr als alle anderen Gruppen zum dauerhaften und situativen Standardgebrauch. Die Geschlechtskategorie entfaltet ihre Wirkung hingegen völlig unabhängig von den alltagsästhetischen Stilen. Der geschlechtsspezifische Dialektgebrauch ist offenbar an Stilpraxen gekoppelt, die mit Schulzes (1992) Ansatz nicht erfasst werden.

## 5 Schlussfolgerungen

In diesem Beitrag habe ich sprachliche Variation unter Rückgriff auf neuere Debatten der soziologischen Ungleichheitsforschung im Spannungsfeld zwischen sozialstruktureller Gebundenheit und individueller Gestaltbarkeit betrachtet. Die theoretischen und empirischen Überlegungen sprechen dafür, Sprache als eine symbolische Ausdrucksform anzusehen, die relativ stark an soziale Kategorien gebunden ist. Sie wird im Rahmen der primären Sozialisation grundlegend ausge-

formt, läuft in hohem Maß habitualisiert ab und unterliegt einer geringeren „Entscheidbarkeit“ als etwa die Körperinszenierung. Die sehr einfache – und sicherlich zu grobkörnige – empirische Analyse des Dialektgebrauchs hat verdeutlicht, dass mit wenigen sozialstrukturellen Globalvariablen ein beträchtlicher Anteil der Varianz statistisch erklärt werden kann. Wiederholt habe ich dabei die Bildung als zentrale Ungleichheitsdimension hervorgehoben, denn die „Klassengesellschaft“ existiert heute maßgeblich als „Bildungsklassengesellschaft“ fort. Mit der Erweiterung der Analyse um allgemeine Lebensstildimensionen, etwa die alltagsästhetischen Schemata nach Schulze, geht eine zusätzliche Erklärungskraft einher, die aufgrund der Bildungs- und Altersabhängigkeit des Lebensstils gleichwohl begrenzt ist. So ließen sich Hypothesen zur sprachlichen Flexibilität des „Selbstverwirklichungsmilieus“ sowohl sozialstrukturell als auch lebensstilbasiert herleiten und empirisch bestätigen.

Die Konzeption der sozialen Ungleichheitsstruktur als mehrdimensionalen „sozialen Raum“ (Bourdieu 1982) ermöglicht die Rückbindung einer Vielzahl sprachlicher Variationen in einen allgemeinen Analyserahmen. Wenn eine erhöhte sprachliche Flexibilität am Beispiel des dialektalen Code-Switching sozialstrukturell und stilistisch im Selbstverwirklichungsmilieu verortet werden konnte, so ließe sich weiter prüfen, ob dieses Resultat auch für die Mehrsprachigkeit und die Verfügung über ein breites Repertoire von Fremdwörtern bis zu jugendkultureller Szenesprachigkeit Gültigkeit beanspruchen kann, ob in diesem Milieu mehr als in anderen ein „inszenierter Nichtstandard“ gesprochen wird und ob Prozesse der Sprachdiffusion in diesem Teil des sozialen Raumes – etwa in Berufsmilieus der „globalisierten Symbolproduktion“ in Journalismus, Werbung und Marketing – besonders häufig ihren Ausgangspunkt haben. Bei einer tiefer gehenden Analyse müssten Mechanismen der Sprachaneignung genauer untersucht werden, als das hier möglich war, insbesondere mit Blick auf den Sozialisationsprozess, die Einbindung in soziale Netzwerke und den Medienumgang. Zudem wäre die quantitative Perspektive ethnographisch zu erweitern, um den Sprachgebrauch im Kontext konkreter Interaktionspraxis zu beleuchten (Neumann-Braun/Deppermann 1998). In diesem Sinne ist die Warnung vor „too much abstraction“ (Eckert/McConnell-Ginet 1998, 484) vollkommen berechtigt. Gleichwohl erscheint es mir wichtig zu betonen, dass das Interesse der Ungleichheitsforschung für nachhaltige – sprachbasierte – Lebenschancen immer auch die Beschäftigung mit kontextübergreifenden sozialen Regelmäßigkeiten impliziert.

## 6 Literatur

Artelt, Cordula/Stanat, Petra/Schneider, Wolfgang/Schiefele, Ulrich (2001): Lesekompetenz: Testkonzeption und Ergebnisse. In: Deutsches PISA-Konsortium (Hg.): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich, 69-137.

- Baumert, Jürgen/Schümer, Gundel (2001): Familiäre Lebensverhältnisse, Bildungsbeteiligung und Kompetenzerwerb. In: Deutsches PISA-Konsortium (Hg.): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich, 323-407.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz. (Soziale Welt, Sonderband 2), 35-74.
- Berger, Peter A./Hradil, Stefan (Hgg.) (1990): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Göttingen: Schwartz. (Soziale Welt, Sonderband 7)
- Bernstein, Basil (1981): Studien zur sprachlichen Sozialisation. Frankfurt a. M.: Ullstein.
- Bourdieu, Pierre (1973): Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt./Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz. (Soziale Welt, Sonderband 2), 183-198.
- Bryson, Bethany (1996): ‚Anything but Heavy Metal’: Symbolic Exclusion and Musical Dislikes. In: American Sociological Review 61, 884-899.
- Burzan, Nicole (2004): Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien. Wiesbaden: VS.
- Deutsches PISA-Konsortium (Hg.) (2001): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich.
- Durkheim, Emile (1984): Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eckert, Penelope/McConnell-Ginet, Sally (1998): Communities of Practice: Where Gender, Language and Power all Live. In: Jennifer Coates (Hg.): Language and Gender. A Reader. Oxford: Blackwell, 484-494.
- Feierabend, Sabine/Klingler, Walter (2003): Medienverhalten Jugendlicher in Deutschland. In: Media Perspektiven 10/2003, 450-462.
- Fine, Gary Alan/Kleinman, Sherryl (1979): Rethinking Subculture: An Interactionist Analysis. In: American Journal of Sociology 85, 1-20.
- Flaig, Berthold Bodo/Meyer, Thomas/Ueltzhöffer, Jörg (1993): Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Bonn: Dietz.
- Grundmann, Matthias (2006): Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz: UVK.
- Hartmann, Peter H. (1999): Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung. Opladen: Leske + Budrich.
- Henn-Memmesheimer, Beate (2004): Handlungsspielräume im sprachlichen Variationsfeld. In: Der Deutschunterricht 56 (1), 26-40.
- Hermann, Dieter (2004): Bilanz der empirischen Lebensstilforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 56, 153-179.
- Hitzler, Ronald (1994): Sinnbasteln. Zur subjektiven Aneignung von Lebensstilen. In: Ingo Mörth und Gerhard Fröhlich (Hgg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt/New York: Campus, 75-92.
- Hitzler, Ronald/Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne (2001): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan (1999): Soziale Ungleichheit in Deutschland. 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Hurrelmann, Klaus (1983): Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 3, 91-103.
- Hurrelmann, Klaus (2002): Einführung in die Sozialisationsforschung. 8., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz.
- Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994): Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin/New York: de Gruyter.

- Labov, William (1972): *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Lamont, Michèle/Molnár, Virág (2002): *The Study of Boundaries in the Social Sciences*. In: *Annual Review of Sociology* 28, 167-195.
- Lareau, Annette/Weininger, Elliot B. (2003): *Cultural Capital in Educational Research: A Critical Assessment*. In: *Theory and Society* 32, 567-606.
- Long, J. Scott (1997): *Regression Models for Categorical and Limited Dependent Variables*. Thousand Oaks: Sage.
- Miller, Max/Weissenborn, Jürgen (1991): *Sprachliche Sozialisation*. In: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hgg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. 4., völlig neubearbeitete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz, 531-549.
- Milroy, Lesley (1980): *Language and Social Networks*. Oxford: Blackwell.
- Müller, Renate/Glogner, Patrick/Rhein, Stefanie/Heim, Jens (2002): *Zum sozialen Gebrauch von Musik und Medien durch Jugendliche. Überlegungen im Lichte kulturosoziologischer Theorien*. In: dies. (Hgg.): *Wozu Jugendliche Musik und Medien gebrauchen. Jugendliche Identität und musikalische und mediale Geschmacksbildung*. Weinheim/München: Juventa, 9-26.
- Müller, Walter/Haun, Dietmar (1994): *Bildungsungleichheit im sozialen Wandel*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, 1-42.
- Müller-Schneider, Thomas (2000): *Stabilität subjektzentrierter Strukturen. Das Lebensstilmodell von Schulze im Zeitvergleich*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 29, 361-374.
- Neuhoff, Hans (2001): *Wandlungsprozesse elitärer und populärer Geschmackskultur? Die ‚Allesfresser-Hypothese‘ im Ländervergleich USA/Deutschland*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53, 751-772.
- Neumann-Braun, Klaus/Deppermann, Arnulf (1998): *Ethnographie der Kommunikationskulturen Jugendlicher. Zur Gegenstandskonzeption und Methodik der Untersuchung von Peer-Groups*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 27, 239-255.
- Otte, Gunnar (2001): *Das Image der Stadt Mannheim aus der Sicht ihrer Einwohner. Ergebnisbericht zu einer Bürgerbefragung für das Stadtmarketing in Mannheim*. Mannheim: Universität Mannheim, Stadt- und Regionalforschung Rhein-Neckar.
- Otte, Gunnar (2004): *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS.
- Otte, Gunnar (2005): *Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft? Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57, 1-31.
- Otte, Gunnar (2007): *Jugendkulturen zwischen Klassenästhetik und freier Geschmackswahl – das Beispiel der Leipziger Clubszene*. In: Udo Göttlich/Renate Müller/Stefanie Rhein/Marc Calmbach (Hgg.): *Arbeit, Politik und Vergnügen in Jugendkulturen*. Weinheim/München: Juventa, 161-177.
- Peterson, Richard A. (1992): *Understanding Audience Segmentation. From Elite and Mass to Omnivore and Univore*. In: *Poetics* 21, 243-258.
- Pollack, Detlef/Pickel, Gert (1999): *Individualisierung und religiöser Wandel in der Bundesrepublik Deutschland*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 28, 465-483.
- Preston, Dennis R. (1999): *A Language Attitude Approach to the Perception of Regional Variety*. In: ders. (Hg.): *Handbook of Perceptual Dialectology. Volume 1*. Amsterdam: Benjamins, 359-373.
- Romaine, Suzanne (2001): *Language and Social Class*. In: Neil J. Smelser/Paul B. Baltes (Hgg.): *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*. Amsterdam: Elsevier, 8308-8312.
- Rössel, Jörg (2005): *Plurale Sozialstrukturanalyse. Eine handlungstheoretische Rekonstruktion der Grundbegriffe der Sozialstrukturanalyse*. Wiesbaden: VS.
- Rössel, Jörg (2006): *Allesfresser im Kinosaal? Distinktion durch kulturelle Vielfalt in Deutschland*. In: *Soziale Welt* 57, 259-272.
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Spellerberg, Annette (1996): *Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland*. Berlin: Sigma.

- Sullivan, Alice (2001): Cultural Capital and Educational Attainment. In: *Sociology* 35, 893-912.
- Trudgill, Peter (1974): *The Social Differentiation of English in Norwich*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Zinnecker, Jürgen (2000): Selbstsozialisation. Essay über ein aktuelles Konzept. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 20, 272-290.